

Beiträge zur exegetischen Kompetenzbildung bei Lau/Neumann zeigt, dass an diesem Punkt teils erheblicher Nachjustierungsbedarf besteht. Einige der Lernziele im *biblischen Methodenseminar* werden den hochschuldidaktischen Praxistext nicht bestehen, weil sie sich nicht als Prüfungsfrage oder -auftrag formulieren lassen. Hier sind die Lernziele zum *Handlungswissen* (Stichwort „Können“) in den *Methoden neutestamentlicher Exegese* deutlich klarer formuliert. Bei den Lernzielen zum *Fachwissen* (Stichwort „Kennen“) bleibt hingegen unklar, ob „Kennen“ die Handlungsstruktur „Wiedererkennen“, „Benennen“ oder „Erklären“ meint und damit nicht unterschiedliche Niveaustufen der gleichen Kompetenz, sondern unterschiedliche Kompetenzen bezeichnet. An diesem Punkt wird deutlich, warum Methodenseminare oft eine recht frustrierende Erfahrung sind: In den meisten Fällen ist es deutlich zu viel Stoff, es gibt kaum Übungszeiten und nach dem Besuch des Methodenseminars wird vorausgesetzt, dass Theologiestudenten Fachwissen nicht „wiedererkennen“ oder „benennen“, sondern „erklären“ können und die exegetischen Methoden „beherrschen“, wie es Lau/Neumann als Voraussetzung für die Abschlusssetzung (S. 320) formulieren. Vom einmaligen Vorführen und Nachmachen beherrscht jedoch niemand eine Methode, geschweige denn eine hermeneutische Perspektive. Wenn Teilnehmer eines exegetischen Methodenseminars, die in rascher Folge bis zu 15 unterschiedliche exegetische Methoden und ihre geistesgeschichtlichen bzw. hermeneutischen Voraussetzungen kennengelernt haben, am Ende des Semesters bei allen noch wissen, worauf sie abzielen, ist das ein gigantischer Lernerfolg. Das heißt nicht, dass es unsinnig wäre, Methodenhandbücher und didaktische Skizzen für Seminare zu schreiben – im Gegenteil. Es wird hier lediglich sichtbar, dass man sich auf eine realistische Vorstellung verständigen muss, was exegetische (Methoden-)Kompetenz ist und wie sie sich im Laufe eines Studiums entwickeln kann, ohne die Lerngruppen zu überfordern.

Der Mehrwert beider Bücher – insbesondere, wenn man sie parallel liest – besteht darin, dass sie sichtbar machen, welche hohen Ziele gesteckt werden und welche (z. T. unrealistischen) Erwartungen hinter einem Methodenseminar stehen können. In Anlehnung an Ernst Käsemanns Diktum von den „sogenannten Einleitungen“, die „auf weite Strecken in die Gattung der Märchenbücher einzureihen“ sind, könnte man versucht sein zu sagen, dass es sich bei Methodenbüchern auf weite Strecken um Wunschzettel handelt. Um sie abzuarbeiten, bräuchte es wenigstens zweisemestrige Methodenkurse und eine bessere Verschränkung mit den exegetischen Lehrveranstaltungen in höheren Semestern, als das an vielen Studienorten der Fall ist. Das „exegetische Gesellenstück“ ist weder die Proseminararbeit noch die Hauptseminararbeit: Erst exegetische Abschlussarbeiten zeigen, dass Studenten eigenständig Methoden auswählen, anwenden und auf eine bestimmte Fragestellung hin auswerten können. Auch wenn es nicht das Anliegen der besprochenen Bücher ist, liegt hier ein echter Auftrag für den exegetischen Diskurs insgesamt: Die Frage, was exegetische (Methoden-)Kompetenz ist und wie sie im Rahmen eines Universitätsstudiums erworben werden kann, ist nicht nur in aller Deutlichkeit gestellt, sondern es zeigt sich auch, dass es mittlerweile genügend Akteure innerhalb dieses Diskurses gibt, die sie auf einem exegetisch und hochschuldidaktisch verantworteten Niveau diskutieren wollen.

S. HUEBENTHAL

MARCHESELLI, MAURIZIO: *Studi sul vangelo di Giovanni*. Testi, temi e contesto storico (Analecta Biblica. Studia; 9). Rom: Gregorian & Biblical Press 2016. 470 S., ISBN 978-88-7653-697-7.

Mit Maurizio Marcheselli tritt eine neue Generation von italienischen Exegeten auf den Plan. Der Verfasser hat sich bereits einen Namen gemacht mit seiner Dissertation am Päpstlichen Bibelinstitut in Rom über Joh 21: „Avete qualcosa da mangiare?‘ Un pasto, il Risorto, la comunità“ (Biblioteca di Teologia dell’Evangelizzazione; Vol. 2, Bologna 2006). Mit dem vorliegenden Band legt der Verf. die Frucht fortgesetzter Arbeit an den johanneischen Schriften seit dem Erscheinen des erwähnten Bandes, genauer seit 2004 vor. Wir haben hier einen unermüdlichen Forscher vor uns, der in kurzer Zeit eine eindrucksvolle Zahl von Publikationen über das Johannesevangelium vorgelegt hat, ursprünglich in der Regel Beiträge zu Tagungen, Sammelbänden oder Zeitschriften. In

all diesen Beiträgen zeigt der Verf. seine Kompetenz und seine didaktischen Fähigkeiten, trotz der Fülle des Materials an Quellen und Sekundärliteratur.

Der Band gliedert sich in drei Hauptteile. Im ersten behandelt der Verf. eine Reihe von Einzeltexten des Johannesevangeliums, im zweiten verschiedene Themen des Evangeliums, im dritten Fragen der Beziehung des Johannesevangeliums zum Judentum, bezeichnenderweise formuliert als „Johannes im Kontext des Judentums des 1. Jahrhunderts“. Hier kündigt sich bereits eine These an, die die Position des Verf. kennzeichnet: Er versteht das Vierte Evangelium als eine Schrift, die noch in die Geschichte des Judentums im ausgehenden 1. Jhd. gehört.

Wodurch ist die Arbeit des Verf. am Johannesevangelium gekennzeichnet? Zunächst einmal verzichtet er auf die verschiedenen Hypothesen zu Quellen und Schichten des Vierten Evangeliums, wie sie die Forschen vor allem auf dem europäischen Kontinent seit der Mitte des nun vergangenen Jahrhunderts bestimmt haben. So bemerkt man in den Beiträgen des Verf. auch einen frischen Wind in der johanneischen Forschung. Der Verzicht auf die klassische Literarkritik erlaubt es dem Verf., sich ungestört dem überlieferten Text des Johannesevangeliums zuzuwenden. Diese Frische ist durchgehend in dem vorgelegten Band zu spüren. Verf. legt das Hauptgewicht auf semantische Untersuchungen seiner Texte, um ihre Aussage herauszuarbeiten. Hinzu kommt die Erzählanalyse der Texte. Hier zeigt der Verf. große Kompetenz.

Natürlich läuft eine rein synchrone Lesung der Evangelien die Gefahr, an Tiefe zu verlieren. Die Evangelientexte bleiben Zeugnisse, die sich auf die mündliche und schriftliche apostolische Überlieferung stützen. Dies wird vom Verf. gesehen. Dabei stützt er sich vor allem auf die sog. Löwener Schule, die bei Johannes den Einfluss der synoptischen Evangelien wahrnimmt, die zur Zeit der Abfassung des Vierten Evangeliums ja schon im Umlauf waren. Im Übrigen greift Verf. durchgehend auf das Alte Testament und das Judentum der Zeit des Zweiten Tempels zurück, um die Wurzeln des johanneischen Denkens aufzuzeigen. Auch unter einer anderen Rücksicht unterscheidet sich der Ansatz des Verf. von anderen, nämlich durch die Annahme einer „Relecture“ johanneischer Texte durch spätere aus der gleichen Hand oder Schule. Diese Annahme stützt sich vor allem auf Arbeiten neuerer Schweizer Autoren wie Jean Zumstein und Andreas Dettwiler. Dieser Ansatz liegt schon der Dissertation des Verf. zu Joh 21 zugrunde, lässt sich aber auch auf andere johanneische Texte wie den Prolog von Joh 1,1–18, auf Joh 6 und auf die Abschiedsreden von Joh 15–17 anwenden. So verbindet Verf. in überzeugender Weise den synchronen und den diachronen Ansatz. Es wird nicht an Kritikern dieser ausgewogenen Methodik fehlen, vor allem aus dem Lager der überzeugten Vertreter der synchronen Textauslegung. Dabei wechselt man leicht eine methodologische Entscheidung (den Text synchron auszulegen) mit einem Urteil über seine Entstehung als von vornherein einheitlicher Text (ein Beispiel unter anderen ist hier der Johanneskommentar von Hartwig Thyen, Tübingen 2005).

Bemerkenswert bleibt für den Ansatz des Verf. seine hermeneutische Orientierung. Sie zeigt sich schon bei der Auswahl der behandelten Texte und Themen. In mancherlei Beiträgen geht es um das universale Heil, das von Jesus nach dem Vierten Evangelium angekündigt und gebracht worden ist. Hier sieht der Verf. eine Tendenz, die nicht von allen Autoren gesehen wird. Vor allem in der zweiten Hälfte des 20. Jhdts. fehlte es nicht an Stimmen, die im Vierten Evangelisten den Vertreter eines sektenhaften Christentums sahen, dem es nur um das Heil seiner Sondergruppe ging. Diese Sicht wird vom Verf. nicht geteilt, wie u. a. seine Beiträge zu Joh 12,32 oder 19,19–22 zeigen.

Auf der anderen Seite widersetzt sich der Verf. mit guten Gründen der Tendenz, nach dem Vierten Evangelium Israel, seinen Glauben und seine Institutionen durch die johanneische Gemeinde ersetzt zu sehen („sostituzione“, „replacement“). Diesem Thema sind vor allem die Aufsätze im dritten und letzten Teil des vorgelegten Werkes gewidmet. Auch hier fehlt es nicht an Gegenstimmen vonseiten der Vertreter der großen Kirchen, aber auch vonseiten der einen oder anderen jüdischen Stimme. Hier helfen keine Pauschalurteile. Der Verf. untersucht u. a. alle Vorkommen des Wortes *Ioudaios* bei Johannes, um zu zeigen, dass es neben den Texten, die dieses Wort in negativem Sinne gebrauchen, auch zahlreiche andere gibt, die zu den Vertretern dieser Gruppe ein positives Urteil abgeben und ihnen eine offene Haltung gegenüber Jesus zuschreiben, ja sie sogar auf dem Weg

zum Glauben an Jesus sehen. Im vorletzten Kapitel stellt der Verf. die verschiedenen Auffassungen zu dieser Frage ausführlich dar und unterwirft sie einem kritischen Urteil.

Auch in den Beiträgen zu johanneischen Texten und Themen lässt sich der Nachdruck auf den jüdischen Wurzeln des Johannesevangeliums erkennen. In einigen Fällen („Echi d'Ezechiele nel vangelo di Giovanni“, „Davanti alle Scritture d'Israele“) erfolgt der Bezug direkt, in anderen bleibt er eher indirekt. Nach dem Scheitern der Versuche, das Johannesevangelium im Lichte gnostischer Texte auszulegen, legt sich der Rückgriff auf die biblische und außerbiblische Überlieferung Israels für den literarischen und theologischen Hintergrund des Johannesevangeliums nahe. Mit der Bevorzugung der jüdischen eher als der hellenistischen Welt nimmt Verf. auch Stellung in der gegenwärtig geführten Diskussion um den Nutzen des Rückgriffs auf die griechisch-römische Literatur zur Erklärung des Johannesevangeliums, wie er z. Zt. von zahlreichen nordamerikanischen Autoren vorausgesetzt wird. Auf die Dauer ließe sich eine Verbindung dieser beiden Ansätze in einem neuen transatlantischen Dialog vorstellen.

NB. Diese Besprechung greift z. T. zurück auf das vom Unterzeichneten gewünschte Geleitwort zum vorgelegten Band.
J. BEUTLER SJ

GLAUBE: Das Verständnis des Glaubens im frühen Christentum und in seiner jüdischen und hellenistisch-römischen Umwelt. Herausgegeben von Jörg Frey, Benjamin Schliesser und Nadine Ueberschaer unter Mitarbeit von Kathrin Hager (Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament; 373). Tübingen: Mohr Siebeck 2017. XXV/957 S., ISBN 978-3-16-153878-0; ISSN 0512-1604.

Der Band geht zurück auf eine Fachtagung über die Rede vom Glauben bei Paulus an der Theologischen Fakultät der Universität Zürich vom 28. Februar bis zum 2. März 2013. Die damals vorgetragenen Arbeiten wurden ergänzt, so dass jetzt ein Kompendium zum Thema Glaube im frühen Christentum vorliegt. – Eine „Hinführung“ (Jörg Frey) fragt „Was ist Glaube?“. Ist er intellektuell (Fürwahrhalten) oder ethisch (Gehorsam) oder relational (Beziehung) zu fassen? Das Neue Testament enthält „kein einheitliches Glaubensverständnis“ (XIII); in der bibelwissenschaftlichen Diskussion wurden „verschiedene Klassifikationen neutestamentlicher Glaubensaussagen vorgeschlagen, deren Wert allerdings nicht unumstritten geblieben ist“ (XV). So ergibt sich die Aufgabe, „Hintergrund, Anliegen und Konzeption der jeweiligen Glaubensdiskurse historisch sorgfältig zu erheben und biblisch-theologisch miteinander in Beziehung zu setzen“ (XIX). Der Band kann und will keine einheitliche Gesamtsicht des Glaubens bieten; wohl aber will er dazu anregen, „die Bausteine neu zu verbinden und so [...] zu einem vertieften Verständnis der Anfänge und Grundlagen eines christlichen Glaubensverständnisses zu gelangen“ (XXV). – Der als „Einführung“ vorangestellte Beitrag von Benjamin Schliesser, „Faith in Early Christianity. An Encyclopedic and Bibliographical Outline“, beginnt mit der Feststellung, dass in keinem jüdischen, griechisch-hellenistischen oder lateinischen Text sich ein so intensiver Gebrauch des Substantivs Glaube (*pistis*) und des Verbums glauben (*pisteuein*) findet wie im Neuen Testament. „One can justifiably talk of an explosive increase in talk of faith in early Christianity“ (3). Dargestellt wird der Gebrauch von *pistis* und *pisteuein* von der Septuaginta bis zu den Apostolischen Vätern. – Die folgenden Beiträge sind unter sechs Titeln geordnet.

1. „Hebräische Bibel und Septuaginta“. Anja Klein interpretiert die Glaubenstexte im Alten Testament und fragt, wo der theologische Glaubensbegriff „seinen literarischen Ursprungsort hat. Als Kandidaten kommen dabei nur [...] Jes 7,9 sowie die Glaubensnotiz in der Kundschaftergeschichte Num 14,11 in Frage“ (74). Sie vertritt die Priorität von Num 14,11, wo „das Verbum *amân* hif. die Verweigerung der Landnahme als Verachtung Gottes mit einem neuen theologischen Bezug formuliert“ (ebd.). – Frank Ueberschaer weist darauf hin, „dass die Texte der Septuaginta niemals als Ganze und in einem Akt aus dem Hebräischen ins Griechische übersetzt worden sind. [...] Diese erweisen sich nämlich in sich als völlig uneinheitlich und geben deutlich zu erkennen, dass sie in mehreren, durchaus sehr verschiedenen Übersetzungsstilen [...] erstellt worden sind“ (84 f.). „Die hauptsächlichste Vorlage für die Übersetzung mit dem *pist*-Wortstamm in der Septuaginta sind Derivate der Wurzel *amân*“ (94). „*pistis* hat in der klassischen griechischen Literatur die grundlegende